

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 1

Artikel: Die Königin und der Landammann [Fortsetzung folgt]
Autor: Heer, Gottlieb Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662149>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Königin UND DER LANDAMMANN

ROMAN VON GOTTLIEB HEINRICH HEER

Copyright Orell Füßli, Verlag

1.

Der Landammann von Appenzell Jakob Zellweger hatte den ganzen Nachmittag am Schreibtisch seines Arbeitskabinettes verbracht. Die Manuskripte, die noch immer vor ihm aufgehäuft lagen, als der trübe Apriltag zu verdämmern begann, hatte er in verquälter Selbstflucht heute aus den Truhen seines Hauses in Trogen hervorgegraben. Zeichen einer vergangenen Zeit sollten ihm das Gefühl einer müden Gegenwart überwinden helfen, sollten als Beweise vollendeten Lebens den Wandel des eigenen klären. Jedoch es schien, als besäßen diese Zeichen, heute wenigstens, eine solche Kraft nicht: im Gegenteil, ihr bewegter und bewegender Sinn verdüsterte nur die eigene Lage. Denn sie erschlossen wohl die Wandelbarkeit alles Zeitlichen, aber sie offenbarten das Unüberwindliche und Unzulängliche menschlichen Ringens ebenso mächtig und bestätigten aus Vergangenen heraus nur das Gegenwärtige.

Der Landammann Jakob Zellweger war ein amtsmüder Magistrat.

Als müsse er den Blick in die Zukunft richten, erhob er sich und trat ans Fenster. Aber dieser Blick sah so wenig weit wie der leibliche, der sich dort in einer Nebelgräue verlor, wo in sonnigen Stunden das weite Hügelgebiet des Appenzellerlandes sich vor dem bläulichen Rund der Gebirge hinlagerte, ein samtenes grünes Wogenspiel der Matten im Glanz des Tages. Die Nebelschwaden, die heute aus den waldigen Schluchten mit gierenden Fängen über die Weiden heraufgriffen und kaum verflüchtigt schon neue, noch grauere nach sich zogen, überfielen selbst die Gärten und schienen sich einzudrängen in die Räume und Besitz zu ergreifen von den Sinnen der Menschen.

Dieser Tag barg eine beklemmende stimmungs-hafte Beziehung zu diesem Beginn der Zwanzig-jahre des neunzehnten Jahrhunderts...

Jakob Zellweger wandte sich zurück und versenkte den enttäuschten Blick erneut in die Papiere.

Im Hintergrund des Raumes, wo sie am kleinen Tischchen seit geraumer Zeit lesend über eine Schatulle alter Briefe gebeugt gesessen, richtete Frau Judith sich empor. Die Bewegung am Fenster scheuchte sie plötzlich auf. Sie schaute leise kopfschüttelnd auf den Landammann. Dermaßen bedrückt und voller stiller Räte hatte sie ihren Schwager nicht mehr gesehen seit dem Tode seiner Frau, deren jüngste Schwester sie war.

Damals hatte es eine Selbstverständlichkeit bedeutet, daß sie dem verwitweten Zellweger, der nun die Fünzig überschritten, zu Hilfe geeilt und die Leitung seines Hausstandes in ihre Hände genommen hatte. Die gleiche Selbstverständlichkeit weiblichen Beginnens, mit der sie daraufhin dieses Amtes redlich und überlegen waltete, zwang sie zur ständigen Sorge auch um den Mann, dem sie eine tiefe und treue Anhänglichkeit entgegenbrachte und der sie wiederum, sie fühlte es wohl, in stiller Dankbarkeit menschlich hoch achtete.

Sie weihte ihr Leben dieser Aufgabe und fand neben der Arbeit, die ein solches Hauswesen ihrer ausgesprochenen Neigung zur Fürsorge aufbürdete, noch Zeit, sich um andere, Fremde zu kümmern. Gar viele brauchten ihren Rat, ihre Unterstützung. Sie beherrschte, ohne daß eine starke Hand empfunden wurde, und sie leitete Dienerschaft, Haus und den halben Ort Trogen mit einer frauenhaften Umsicht, wie sie nur einem Menschen eigen ist, der um einer notwendigen Pflichterfüllung willen die Sehnsucht nach der Erfüllung eines eigenen Lebensdranges in die Tiefen seines Wesens versenkt und in Schlummer bannet.

Das wurde von ihrer ganzen Umwelt als eine seltene menschliche Reife empfunden, ohne daß darüber jemals geredet worden wäre. Es fand einzig darin einen Ausdruck, daß die Dreißigjährige, nie Verheiratete aus einem starken Gefühl

der Wertschätzung und der Verehrung heraus als Frau Judith angesprochen wurde.

Als sie nun ihren Blick vom hingebeugten Rücken des Mannes löste, war ihr, die Schwere in der Stille des Zimmers verlange nach einem befreienden Wort. Die Versonnenheit des Landammanns schien ihr allmählich nahe an die Grenzen einer schweigenden Betrübniß hinzuwachsen. Das Knacken der Scheiter im Kaminfeuer war ein zu eintöniges Geräusch in dieser Stunde, und der Flammenschein durchbrach zu unruhig den Schimmer der Kerzen in den Standleuchtern, die sie der Düsternis wegen schon während des Nachmittags entzündet hatte. Frau Judith griff nach einem Briefe, den sie soeben durchflogen.

„Mir scheint“, sagte sie plötzlich mit heller Stimme, „das Studium von Großonkel Laurens Manuskripten tut dir nicht gut heute. Hier, diese Briefe, die der würdige Bodmer aus Zürich dem Arzt in der Föhrenen Hütte zu Trogen schrieb, dürften erfreulicher zu lesen sein als seine Aufzeichnungen aus der trübsten Zeit Appenzells!“

Um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, knisterte sie mit dem Briefe, den sie in der Hand hielt und der eines jener vielen Schriftstücke war, die der Dichter und Professor Johann Jakob Bodmer in Freundschaft an den Trogener Arzt Laurenz Zellweger gesandt hatte. Ein Lächeln spielte um Frau Judiths klaren aber etwas schmalen Mund:

„Der Dichter des ‚Noah‘ brauchte merkwürdige Kenntnisse für sein merkwürdiges Epos. Er bittet den naturkundigen Freund hier um Aufklärung, ob die Wiederkäufer Getreide und Bohnen essen können...“ Sie prüfte Zellweger, ob er sich erheitere und las dann schmunzelnd die Stelle: „... es wäre mir sehr lieb, daß sie es könnten, wenigstens wenn diese Früchte in Wasser geweicht sind, damit ich die Arche nicht zu einem Heuboden machen müßte. Das Heu nimmt gar zu viel Raum ein und ich habe den Raum sonst nötig!...“

Der Landammann fuhr mit der Hand übers Gesicht und erhob sich. Das helle Braun seiner Augen, in der Färbung dem dichten, noch gar nicht ergrauten Kraushaar eigentümlich verwandt, blitzte einen Augenblick lang auf. Eine vorübergehende Erleichterung schürzte seine ge-

schweiften Lippen, die Ausdruck kraftvoller Sinne waren. Seine ganze, schlanke Gestalt im wallenden Hausmantel wuchs vor Frau Judith auf. Sie umfing sie gleichsam forschend mit ihren hellen Augen; aber sie entdeckte nur den Ernst, der sich schon wieder belastend im klarformigen, runden Antlitz des Mannes ausprägte.

„Du liest im Vergangenen, um den ewigen Menschlichkeiten auf die Spur zu kommen, Judith“, erwiderte Zellweger, nachdem er kurz vor sich hingebütet hatte. „Und du tust gut daran; denn es erheitert dich.“

Seine Stimme wurde rasch dunkel, und er warf heftig hin:

„Ich flüchte mich in die Vergangenheit, weil die Gegenwart nichts mehr taugt!“

Frau Judith ließ den Brief des toten Dichters sinken und hob etwas erschrocken die Achseln.

„Hat denn der Landhandel etwa mehr getaugt?“ wendete sie unwillkürlich ein und wies gegen die Manuskripte auf dem Schreibtisch. In diesen Blättern hatte Laurenz Zellweger seine Erlebnisse und Erfahrungen während des Landhandels aufgezeichnet. Diese heftig und unter blutigen Kämpfen geführte Rebellion der Appenzeller hatte im vergangenen Jahrhundert die regierende Familie Zellweger mit dem Arzt und Magistraten Laurenz an der Spitze jäh zu Fall gebracht. Hatte auch das appenzellische Volk, von Einsicht und Notwendigkeit geleitet, spätere Glieder dieser Familie wieder in die höchsten Ämter gerufen und in Jakob einen Landammann gewonnen, der die stolze Pracht des Auftretens mit staatsmännischer Überlegenheit zu vereinen wußte, so waren dennoch die Wunden kaum vernarbt, die der üble Handel geschlagen. Sie brachen erneut auf, jetzt, da wieder heimliche Umtriebe in den verschlossenen Seelen dieses starren und eigenwilligen Volkschlages zu erwachsen begannen, und die dem Landammann Jakob Zellweger Amt und Würden dermaßen vergällten, daß er den Gedanken des Rücktritts ernstlich erwog. Dadurch wäre er auch zur Ausführung seines Lieblingsplanes gekommen, die Dokumente und Aufzeichnungen seines schon vor Jahrzehnten dahingeschiedenen Großonkels Laurenz zu sammeln, zu bearbeiten und zu einem Lebensbilde zu fügen.

Diesem Plane widmete er jede seiner allzu seltenen freien Stunden.

„Judith“, sagte er endlich gepreßt, „die Erforschung böser Zeiten bestärkt die eigene Erfahrung. Man opfert seine Kräfte nach bestem Wissen und Gewissen im Dienste eines Volksstaates. Und was ist das Ende? Undank und Unverständnis! So erging es Laurenz, so geht es mir . . . aber das liegt wohl im Verlauf der menschlichen Natur“, fügte er leise hinzu.

„Das sind Verbitterungen, die vorübergehen, Jakob; denn sie haben ihren Grund nicht in dir selbst, sondern in den Zeitläuften“, erwiderte Frau Judith beschwichtigend.

„Aber ich bin es endlich müde, immer mißverstanden, immer angegriffen zu werden. Ich will nicht mehr die Zielscheibe der Volkslaune sein!“ brauste Zellweger auf, und eine schnelle Röte schoß in sein Gesicht. Die Erregung trieb ihn im Zimmer auf und nieder; seine Hand bebte über die dunklen Füllungen des nußbaumenen Getäfers.

„Um so weniger ist der Zeitpunkt geraten, jene Manuskripte zu bearbeiten oder gar zu veröffentlichen, Jakob. Die Erinnerung an Zeiten des Aufruhrs könnte den Zorn der Leute steigern, und weiß Gott, was geschähe, wenn er tatsächlich ausbräche“, drang Judith auf ihn ein. Sie ergriff seinen Arm, um ihn zu beruhigen. Zugleich warf sie einen Blick des Unwillens auf die Papiere.

Sie hatte schon geahnt, daß sie Unerquickliches auslösten, als der Landammann nach der Mittagstafel im Bibliotheksaal verschwunden und nach kurzem mit diesem Bündel wieder erschienen war. Deshalb hatte sie denn auch die Schatulle mit den Bodmerschen Briefen ins Arbeitskabinett getragen, um im Notfall ein entsprechendes Gegenpiel für einen Ausbruch des bei all seiner Überlegenheit leicht erregbaren Mannes bei der Hand zu haben. Alle Ereignisse des Laurenzischen Daseins lagen ihm ja zur Zeit am Herzen, und so ging es schließlich nur darum, die düsteren Seiten dieses Daseins, die in ihm einen natürlichen Widerhall finden mußten, zu erhellen, indem sie, ohne daß er es merkte, die freudigen und fruchtbaren Blätter dieses Buches vorbereitete und ihm hinschob. Sie wußte zu gut, wie die politische Leidenschaftlichkeit ihren Schwager in Ketten schlagen konnte und ihm gelegentlich jene innere Be-

freiheit raubte, deren sein Geist zur Arbeit an diesem langersehnten Werke dringend bedurfte.

Eine solche innere Freiheit aber sprach mächtig aus diesen Briefen, die vor ihr lagen, diesen Zeugnissen eines geistig aufgeklärten und in der Freundschaft erlösenden Verkehrs zwischen dem zürcherischen Dichter und dem Trogener Arzte. Vielleicht besaßen sie auch die Kraft, den Landammann von seiner belasteten Grübeleie zu erlösen und ihn zur Ausführung eines Planes zu bewegen, den sie, Frau Judith, heute nachmittag zum Heil seiner umdüsterten Seele heimlich gefaßt hatte. Aber sie wagte noch nichts davon laut werden zu lassen; sie schob ihm, der wortlos da stand, einfach die ganze Schatulle hin:

„Überzeuge dich selber, Jakob, ob es nicht klüger wäre, vorerst einmal den Briefwechsel dieser Männer zu prüfen und die Gegenstücke zu den Bodmerschen Briefen zu suchen. Sie werden wohl in Zürich aufbewahrt sein, nehme ich an. Dein Freund, der Herr Obmann Füssli, müßte das wissen.“

„Das berührt mich augenblicklich weniger“, warf Zellweger verdrossen hin. „Die Gleichheit der Schicksale, das hier . . .“, er schlug auf den Manuskriptenstoß des Landhandels, „und das meine, hält mich in Atem. Ich sehe wie in einem Spiegel, der mein eigenes Gesicht zurückwirft. Es ist ein geschlagenes, ein gezeichnetes Gesicht. Man muß es dem Lande zeigen; Seht! So bewerft ihr die Köpfe, die für euch denken!“

Frau Judith atmete tief und starrte ins Kerzenlicht. Es war heute schwer, an ihn heranzukommen. Er irrte schon wieder im Raume umher und murmelte für sich:

„Ich habe genug!“

*

Ein Geräusch von Schritten, das in den weiten Bogengängen des Hauses widerhallte, durchbrach die Stille im Arbeitskabinett. Der Landammann horchte erwartend auf. Ein Diener meldete den Hundwiler Uli, den wöchentlichen Boten.

„Er soll sich sogleich hierher versügen“, befahl Zellweger. Der ängstlich fragenden Miene Judiths achtete er nicht. Sie ahnte, warum er den Boten sehen wollte, der kurz darauf, den Hut in der Hand, sich über die Schwelle schob.

Der Hundwiler Uli, ein kleines, gedrungenes Männchen mit markig verfurctem Gesicht, in dem stets eine verschmizte Schläue um die tiefliegenden Auglein zuckte, steckte rasch seine rauchende Appenzellerpfeife in die Kitteltasche. Er kraute sich leicht verlegen an einem der mit Goldknöpfen durchbohrten Ohrläppchen und trat ungelent vor Zellweger hin.

„Ich habe einen Brief für den Herrn Landammann, von Schwyz, von Herrn Aloys Reding“, trug er feierlich mit hoher, beinahe singender Stimme vor, indes er das Schriftstück aus der Tiefe seiner Ledertasche hervorkramte. Zellwegers Züge erhellten sich; er nahm in rascher Freude die Botschaft seines liebsten Freundes, des Landammanns von Schwyz, entgegen. Auch Frau Judith atmete auf; sie versuchte einer weiteren Unterhaltung der beiden zuzukommen und sagte schnell:

„Das Reiten macht hungrig. Laß dir in der Küche etwas Warmes geben, Uli.“

Jedoch ehe das Männchen unter Zeichen ergebener Dankesbezeugung sich entfernen konnte, hielt ihn Zellweger zurück:

„Einen Augenblick, Uli. Du kommst über Schwarzenbach?“

„Es ist der nächste Weg, Herr Landammann“, bestätigte der Bote.

Zellweger ließ einen forschenden Blick über das verkniffene Gesicht gleiten, das ihm auswich. Dieses Ausweichen verriet, daß dem Manne ein längeres Verweilen aus irgendeinem Grunde unangenehm war. Der Landammann zog die Lippen ein und nickte finster. Der Bote mußte ihm Rede stehen.

„So hast du in den Dörfern hinter der Sitter wohl vernommen, wie es dort tönt und rumort, wie?“ fragte er, indem er ihn nicht aus den Augen ließ.

Uli wandte sich sichtlich unter der Frage. Er blickte scheu an Zellweger vorüber auf Frau Judith und durchs Fenster in den Nebel. Der Kerzenschimmer erweckte in den Auglein ein listiges Gefunkel.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Herr Landammann. Es rumort und tönt allertwege in den Dörfern; denn die Bauern fahren Mist aus.“ Er zuckte die Achseln und blinzelte nach der Türe.

Zellwegers Miene wurde stechender, seine Augenbrauen wulsteten sich gebieterisch.

„Das meine ich nicht“, zischte er zwischen den Zähnen hervor. „Hast du keine Unruhe bemerkt, Uli? Stehn sie nicht zusammen, in den Dörfern hinter der Sitter, schwazen und verwerfen die Fäuste? Und in den Tabernen, stecken sie da nicht die Köpfe zusammen, schimpfen und fluchen auf Gott und Nat, Uli? . . . Ich weiß es wohl, denn ich kenne meine Appenzeller!“ brach er laut aus.

Der Bote duckte sich unwillkürlich.

„Wenn sie der Herr Landammann schon kennt, so weiß er wohl auch, was sie denken“, wich er aus und nestelte verwirrt seine Botentasche auf und zu.

„Laß doch den Uli, Jakob; er wird müde sein“, mischte Judith sich ein, in der die Angst hochkroch. Sie bat mit Blick und Gebärde um Gelassenheit, um Bezähmung.

„So müde ist kein Bote hierzulande, daß er nicht eine Auskunft geben könnte“, herrschte Zellweger beide zugleich an. Judith erkannte, daß sie der Begegnung ihren Lauf lassen müsse. Sie zog sich verstummend hinter ihr Tischchen zurück, und Uli zupfte erneut seine verzierten Ohrläppchen. Gegenüber der drohenden Gestalt des Landammanns, die jetzt mit jedem angespannten Zug des Gesichtes befahl, gab es kein Entrinnen mehr.

„Sie reden schon, die Leute hinter der Sitter, aber nicht so gehässig wie in Wald und Rehtobel vor der Sitter, wo sie hitzköpfig sind, wie ich vernommen habe . . .“, begann er zu stammeln; aber er fügte eilends hinzu: „Wir Hundwiler und Trogener kennen die Verdienste unseres Landammanns, wir vertrauen Ihnen . . .“

„Was reden die Leute?“ forderte Zellweger ungeduldig.

„Über das Landbuch reden sie“, gestand Uli gewunden. Nun aber, da dieses gefährliche Wort ausgesprochen war, ohne daß sich dabei etwas Ungewöhnliches ereignete, gewann er langsam seine schlaue Botensicherheit zurück. Es ging nicht um Leib und Leben. Er wagte, wieder offener Zellwegers Miene zu mustern.

Der Landammann biß sich die Lippen. Man verhandelte also wieder einmal das Landbuch, diese alte, hergebrachte Geseßsammlung der Gerichtsbarkeit, deren Unantastbarkeit diesem

zählen und auf seine Rechte so eifersüchtigen Volke beinahe als größeres Heiligtum erschien als der Abendmahlskelch in der Kirche drüben! Ob sie sich zum Heil oder zum Unheil mit ihren durch die Jahrhunderte kaum veränderten Satzungen auswirkte, das war ihm gleichgültig; ihr Bestand erschien ihm ganz offenbar gleichbedeutend mit dem Bestand der Heimat überhaupt.

„Was ist's mit dem Landbuch?“ forderte Zellweger weiter.

Der Bote schaute noch einmal rings im Zimmer umher; dann rückte er unverbohlen aus, und der Eifer, in den er sich hineinredete, verriet seine eigene Überzeugtheit:

„Man sagt, der große Rat und der Landammann beraten eine Neuordnung des Landbuchs. Man sagt, in den Sitzungen sei die Rede von Änderungen der Gesetze... Die wolle der Rat der Landsgemeinde vorlegen, und die Dummen werden nicht merken, daß man sie um ihr Recht betrogen hat...“

„Um ihr Recht betrogen...!“ brauste Zellweger auf. „Was ist das für ein unverantwortliches Geschwätz!“

„Man ist eben in den Dörfern der Ansicht, der Rat müsse nicht allein die Befugnisse zur Neuordnung von der Landsgemeinde haben, sondern, was das Landbuch betreffe, auch die Befugnis, nur schon darüber beraten zu dürfen.“ Uli atmete tief auf; er hatte mit einiger Mühe diese Aussage nach dem vielen im Lande Erhorchten zusammengebracht. Der Landammann unterdrückte eine höhnische Aufwallung.

„So müssen wir uns von der Landsgemeinde auch das Recht bestätigen lassen, überhaupt das Maul aufzutun,“ spottete er.

„Dazu bedarf's wohl in aller Welt leider keiner Erlaubnis“, erwiderte der Bote und blinzelte schallhaft.

„Aber —“, er duckte sich leise, um daraufhin seinen kleinen Kopf um so nachdrücklicher in den Nacken zu werfen. „— die Männer hinter der Sitter fühlen sich von der Obrigkeit bedroht. Sie sagen, hierzulande sei das Volk der Souverän —“

„Und dieser Souverän treibt heimliche Kannegießerei an den Wirtstischen“, fiel Zellweger laut ein.

Frau Judith wurde unruhig. Sie klapperte mit einer Schere über die Ornamente ihres Tisches, um den Landammann in seiner Erregung zu warnen. Uli, von Zellwegers Worten in seiner Ehre und Mannheit als stimmfähiger Bürger getroffen, öffnete groß den zahnlückigen Mund und stieß wie zu einem Angriff drohend hervor:

„Und sie sagen, dieser Souverän werde an der Landsgemeinde durch gewaltiges Handmehr den Rat und den Landammann aus Amt und Würden schimpflich verjagen. Wer Hand ans Landbuch lege, sei verfeimt; denn er verrate das Volk.“

Raum hatte er geendet, krachte Zellwegers Faust auf den Schreibtisch nieder. Laurenzens Manuskripte stoben auseinander. Judith schoß mit einem kurzen Schrei vom Sessel empor, und der Bote zog wie nach einer übersteigerten Kraftleistung den Kopf zwischen die Schultern zurück. Einen Augenblick bannte eine schwüle, geladene Stille den ganzen Raum. Nur im Kamin knisterte das Feuer. Judith huschte wortlos aus dem Zimmer.

Aber als habe dieser Ausbruch der Überreiztheit den Landammann selbst zur Besinnung gebracht, fuhr er mit der Hand über die Augen, und nachdem eine fahle Woge über seine Schläfen hingeflossen war, stellte er sich von neuem vor den Boten.

„Das ist der Dank für jahrelanges Opfer in eurem Dienste“, begann er langsam, und das schmerzliche Zittern der Stimme unterstützte die stille Trauer im Glanze seiner Augen. „Geschäfte, Hausstand und das ganze eigene Leben muß unferne vernachlässigen um der Arbeit fürs allgemeine Wohl willen. Ich hab's bei Gott immer gerne getan, weil ich's für meine Pflicht erachtete...“ Er stützte sich schwer auf eine Sessellehne und schaute prüfend in Ulis Gesicht, der den Blick senkte und verlegen an der Pfeife in der Tasche herumfingerte.

(Fortsetzung folgt.)